



Zeuge Ecclestone, Angeklagter Gribkowsky (2. v. r.) mit Verteidigern im Münchner Landgericht: Nicht mal die Bank fühlt sich geschädigt

JUSTIZ

Roben im Nebel

Wofür bekam BayernLB-Banker Gerhard Gribkowsky 44 Millionen Dollar von Formel-1-Chef Bernie Ecclestone? Der Prozess in München findet darauf keine Antwort. *Von Beate Lakotta*

Dreimal die Woche kommt Gerhard Gribkowsky, 53, aus den gekachelten Katakomben des Münchner Landgerichts I, aus der Vorfürzelle mit ihren fest montierten Holzbänken und Tischen, wo sich der ehemalige BayernLB-Vorstand in den Verhandlungspausen mit einem Pappbecher Leitungswasser im Klo abzapfen darf. Sein Vermögen ist erst mal weg, gepfändet, aber seine Dreiteiler mit Einstecktuch sitzen auch nach fast einem Jahr Untersuchungshaft noch erstklassig. Sind Fotografen im Saal, knipst er sein Siegerlächeln an und versenkt die Hände lässig in den Hosentaschen – fehlt nur, dass er die Finger zum Victory-Zeichen hebt wie einst Josef Ackermann.

Es gehe um „Peanuts“, hatte sein Verteidiger Rainer Brüssow am ersten Verhandlungstag in die Kameras gelispelt – und damit jene 44 Millionen Dollar gemeint, die Gribkowsky, Verhandlungsführer der Landesbank beim Verkauf ihrer Formel-1-Anteile, im Jahr 2006 kassierte.

Unwahrscheinlich, dass es Beraterhonorare waren, wie die Verteidigung behauptet, denn eine Gegenleistung an den Überweiser, Formel-1-Impresario Bernie Ecclestone, ist nicht erkennbar. Unwahrscheinlich aber auch, dass in diesem Verfahren noch herauskommt, wofür das viele Geld dann offgeflossen ist, das Gribkowsky in eine österreichische Privatstiftung namens „Sonnenschein“ packte, angeblich, um krebserkrankten Kindern zu helfen.

Am ersten Prozesstag hatte Staatsanwalt Martin Bauer die Anklageschrift verlesen: Gribkowsky habe Ecclestone und

dessen Familien-Trust Bambino beim Verkauf der Formel-1-Anteile 66,4 Millionen Dollar zugeschanzt. Davon seien später rund 44 Millionen via Mauritius und Karibik an ihn zurückgeflossen, als Bestechungsgeld, weil er an den Finanzinvestor CVC verkauft hatte, „freihändig“, ohne weitere Angebote oder die Höhe des Kaufpreises zu prüfen. Ecclestones Vorteil: Er konnte Chef der Rennserie bleiben.

Bestechlichkeit, Untreue, Steuerhinterziehung – würde Gribkowsky in allen Punkten verurteilt, drohten ihm mehrere Jahre Gefängnis. Haltlose Vorwürfe, sagen die Verteidiger. Und tatsächlich haben die 14 Verhandlungstage, in denen neben Ecclestone die wichtigsten Zeugen aus der Landesbank und der in der Formel 1 beteiligten Autohersteller aussagten, Zweifel geweckt, ob die Staatsanwaltschaft die richtigen Delikte angeklagt hat.

Vorigen Montag etwa war Sacha Jane Woodward Hill, engste Vertraute von Ecclestone in der Formula One Holdings, in pinkfarbenem Rock und Slingpumps aus London eingeflogen, die blonde Mittvierzigerin erinnerte sich lebhaft an Ecclestones Aversion gegen Gribkowskys Kontrollwünsche: „Bernie sagte, er wolle nicht immer seinen Papa fragen müssen, bevor er etwas entscheidet.“ Von den Zahlungen an Dr. Gribkowsky habe sie jedoch erst anlässlich seiner Verhaftung erfahren, aus der Zeitung. Sorry.

Dass Geld fließen musste, damit die BayernLB an CVC verkaufte, ergibt für Hill allerdings gar keinen Sinn. Und auch sonst hat kein Zeuge die Story vom kri-

minellen Kick-back-Geschäft erhärtet. Nicht mal die Bank fühlt sich geschädigt, im Gegenteil, als „Gottesgeschenk“ habe man dort den Verkauf bejubelt, sagte ein Zeuge, bis heute betrachte er Gribkowskys Deal als „Sechser im Lotto“.

Und der Angeklagte? Schweigt und schaut zu, wie die Robenträger im Nebel stochern. Es wäre nicht das erste Mal, dass die Staatsanwaltschaft München I eine Anklage mit großem Tamtam erhebt – und in wesentlichen Teilen wieder einsammeln muss. Infineon, Siemens, MAN: lauter Verfahren, die eingestellt werden mussten oder in Deals versanden, Teilgeständnis gegen milde Strafe.

Diesmal hatte es geheißen, der Formel-1-Prozess sei das spektakulärste Wirtschaftsstrafverfahren der Nachkriegszeit, nicht zuletzt des Sujets wegen: der Champagner! Das Geld! Die Mädchen!

Stattdessen treten der Reihe nach die ehemaligen Vorstandskollegen von der BayernLB als Zeugen auf, ergraute Herren in gedeckten Dreiteilern und rahmengeähten Schuhen – und loben den Angeklagten. Gut möglich, dass auch sie bald auf der Anklagebank sitzen werden, wegen des Vorwurfs der Untreue beim Kauf der Hypo Group Alpe Adria, aber das ist eine andere Geschichte.

„Also, wie sahen Sie das mit der Provision für Ecclestone?“, will der Vorsitzende Richter Peter Noll wissen. „Damit hatte ich nie Probleme“, sagt der damalige Vorstandsvorsitzende Werner Schmidt. Schmidt ist Ruheständler, seit kurzem vorbestraft, wegen Steuerhinterziehung. Ohne die Provision, habe Gribkowsky gesagt, würde der Deal platzen. Das Angebot von CVC – 839 Millionen Dollar – sei für das hochriskante Investment „unerwartet gut“ gewesen und weit und breit kein anderer Käufer in Sicht.

Noll stellt eine hypothetische Frage, sie zielt auf das Verhältnis von Profit und Moral: „Hätten Sie dem Verkauf auch zugestimmt, wenn Sie gewusst hätten, dass Geld an Herrn Gribkowsky fließt?“

Schmidt überlegt kurz: „Ich glaube, wir hätten trotzdem verkauft“, sagt er. „Man muss eben immer beide Enden der Wurst sehen.“ Wäre danach kein Käufer mehr erschienen, hätte man sich erst recht den Vorwurf der Untreue eingehandelt.

Die Tischvorlage für den Verwaltungsrat enthielt auf Gribkowskys Anweisung nur den Nettoerlös: 767 Millionen Euro. In dem Kontrollgremium saß seinerzeit der damalige bayerische Finanzminister Kurt Faltlhauser. „Ich hab noch über den Vorstandstisch gerufen: ‚Netto, was heißt’n des?‘“, erinnert der sich als Zeuge. „Die Antwort war: ‚die üblichen Abzüge‘.“

Was er darunter verstanden habe?, fragt der Vorsitzende Richter. „Rechtsanwaltskosten, Notarkosten.“

Und die Provision für Ecclestone?

„Da sind wir bewusst nicht informiert worden. Ich kann mir nicht vorstellen, dass wir dem sonst zugestimmt hätten.“

Nachgefragt habe aber auch keiner, gibt Faltlhauser zu, „wir wären in Schwierigkeiten gekommen“ – die Wurstfrage.

Der Mann, der sagen könnte, wie es wirklich war, Bernard Charles Ecclestone, 81, trägt dunkelblauen Zwirn, er reicht seinem Anwalt Sven Thomas nicht mal bis zur Schulter, eine lebende Legende,

men. Der Vorsitzende behandelt den Motorsport-Milliardär mit ausgesuchter Höflichkeit, kommt aber schnell zur Sache. Er habe eigentlich nur zwei Fragen. „Die erste Frage: Ist es zutreffend, Herr Ecclestone, dass Sie dem Angeklagten erhebliche Summen haben zukommen lassen über österreichische Firmen?“

„Yes.“

„Die zweite Frage ist: Warum?“

Mit dem Formel-1-Verkauf hätten die Zahlungen absolut nichts zu tun, sagt Ecclestone heiser und erzählt noch einmal die Räuberpistole, die ihm die Staatsanwälte schon bei seiner Aussage im Mai nicht abgenommen haben. „Mister Gribosky“ – bis heute ist ihm der Name unaussprechlich – „war ziemlich raffiniert darin, mich zu bedrohen und in Angst zu versetzen.“ Es sei um seine Familienstiftung Bambino gegangen. Dort hinein habe er vor Jahren nach einer Herzoperation seine Erlöse aus der Formel 1 gepackt, um seine Familie abzusichern. Ein Steuersparmodell, in dem er selbst mit dem Trust nichts zu tun haben darf.

„Mister Grosky hat angedeutet, er könnte den Steuerbehörden etwas über Verbindungen zwischen mir und Bambino erzählen.“ Zwar habe er sich nichts vor-

hen deine Kinder nicht immer diesen Weg zur Schule? Vielleicht habe ich die Situation auch völlig missverstanden, aber ich wollte Mister Gribosky ruhighalten, damit er keine Dummheiten macht.“

„Dr. Gribkowsky hat Sie nicht konkret bedroht, er hat nichts verlangt“, fragt Noll, „wie kommt man dann zusammen?“ – „Ich dachte, ich zahl ihm das Geld, und wir sortieren später auseinander, wofür es ist.“

Da lacht das Publikum, und auch Richter Noll hebt ungläubig die Brauen.

Und die Herkunft der Millionen? Denkbare, dass Ecclestone das Geld nicht selbst geben wollte und Gribkowsky einen Weg fand, es aus dem Verkauf abzuzweigen. Das wäre immer noch Untreue, Ecclestone wäre Gehilfe.

Gut möglich, dass am Ende das Finanzamt als größter Gewinner vom Platz geht. Der Mindestschaden, den Gribkowsky dem deutschen Fiskus bereitet habe, rechnet die Anklageschrift vor, betrage 6,56 Millionen Euro. Selbst wenn von allen Anklagepunkten nur die Steuerhinterziehung bliebe, könnte das für ein paar Jahre Haft reichen.

Mit einem Urteil ist nicht vor Februar zu rechnen, aber schon bald dürfte es für Gribkowsky noch mal unangenehm werden, wenn die Vorstände der Stiftung Sonnenschein als Zeugen aussagen – alles alte Freunde, die glaubten, oberster Stiftungszweck sei, Familien krebskranker Kinder zu helfen. So hatte Gribkowsky es dargestellt, schließlich war sein Sohn als Kind von Krebs geheilt worden, seine Schwester war daran gestorben. Tatsächlich diene Sonnenschein vor allem der Versorgung des Stifters und seiner Frau.

Die Freunde sammelten Adressen von Kinderkrebskliniken, entwarfen Flyer und Internetauftritte, redeten sich auf Vorstandssitzungen die Köpfe heiß, drängten, es solle nun endlich losgehen mit dem Helfen, natürlich alles ohne einen Cent Entschädigung.

Erst bei der Staatsanwaltschaft erfuhren sie, dass Gribkowsky sehr wohl abrechnete; ein Stiftungsvorstand bricht darüber laut Protokoll in Tränen aus, vor Enttäuschung. Mal waren es 10 149,01 Euro Spesen für eine „Akquisitionsreise“ nach New York, mal Kleckerbeträge wie 71,40 Euro für das Web-Hosting der „Aktion Zeitgeschenk“. Nachdem Gribkowskys Gehalt von der BayernLB ausblieb, zuletzt 500 000 Euro im Jahr, schloss er mit seiner Stiftung einen Beratervertrag, Tagessatz: 3000 Euro. Eine Rechnung von 49 980 Euro ist bis heute offen.

„Du glaubst gar nicht, wie schwierig es ist, zu helfen“, habe der Gerhard mal geklagt, berichtete einer der Freunde dem Staatsanwalt. Einmal, so verzeichnet es die Anklageschrift, hat er es aber doch geschafft: Eine Familie bekam von der Aktion Zeitgeschenk 1400 Euro, kurz vor Weihnachten 2010. ◆



Geschäftspartner Gribkowsky, Ecclestone*: „Es war wie im Gangsterfilm“

die Fotografen gehen in die Hocke. In der Schule handelte der Sohn eines Heringsfischers mit Pausenbrötchen, später mit Gebrauchtwagen, noch später mit der Formel 1, einer weltumspannenden Gelddruckmaschine; sie hat ihn zu einem der reichsten Briten gemacht.

Die Staatsanwälte ermitteln gegen Ecclestone wegen Bestechung und Beihilfe zur Untreue, man hat ihm freies Geleit zugesichert, sonst wäre er nicht gekom-

zuwerfen, aber allein der Verdacht wäre verheerend gewesen. Eine Steuernachzahlung von zwei Milliarden Pfund hätte auf dem Spiel gestanden.

Ecclestone meidet das Wort „Erpressung“, denn damit würde er seinerseits zu Ermittlungen Anlass geben. „Mister Grosky hatte genug von seiner Position bei der Bank, und er wollte meine Hilfe.“ Mal habe er sich als Berater der Formel 1 angedient, mal als persönlicher Vermögensverwalter. „Er hat nie konkret gedroht, aber es war wie im Gangsterfilm, wo jemand Dinge sagt wie: Übrigens, ge-

* Mit Ecclestones Töchtern Petra und Tamara beim Großen Preis von Italien in Monza am 4. September 2005.